

## Am Rande des Jahrhunderts

Autor(en): Jan Lurvink  
Quelle: Basler Stadtbuch  
Jahr: 1999

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/d3933dd0-1699-4044-b25c-3fcfcb40eb70>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Die Quappe, der Raubfisch und der kopflose Zweck

*Jan Lurvink*

Auf dem beschwerlichen Weg in die Chemiestunde zweigten wir, Schüler des Gymnasiums Münchenstein, im vierten Stock für kurz ins Biologiemagazin ab, siebten als Experiment eine Kaulquappe aus ihrem Glasteich und liessen sie über den Rand eines Raubfischbeckens springen. Sogleich wurde die Fremde von den Einheimischen bemerkt und ohne viel Aufhebens totgebissen. In anderen Becken hatte die Bewohnerschaft sie höchstens beschnuppert, links schwimmen gelassen und auf die Dauer gesehen vielleicht unterdrückt.

Mit dieser Kaulquappe auf dem Gewissen sassen wir danach vor unserem weisshaarigen Chemielehrer, gegen unsere Lausbuben-und-mädchen-Gewohnheit still und stumm wie das Männlein im Walde, als Gegenleistung nämlich für seine Prüfungsfragen, die leicht wie Sauerstoff waren und die guten Noten unter der Klasse geradezu verhörkten. An jenem Morgen kam er im weissen Kittel ins Zimmer, liess den aktuellen Stoff ausser acht und redete vom Sauerstoffgehalt der Erde. Dieser nehme in seiner Konzentration rapide

ab, erklärte er und schrieb aus Untersuchungen hervorgegangene Zahlen an die Tafel. Dann rechnete er vor, wie lange der Sauerstoff auf Erden fürs Leben noch ausreichen würde; er kam auf sechzig Jahre.

Es war zu fragen, wie eine solche Ernsthaftigkeit sich hatte einschleichen können ins Schulgebäude, in dem laut Lehrplan bloss Haupt- und Nebenfächer zugelassen waren, die es gerade mal in die Ranzen von uns Schülern schafften, aber doch nicht in unsere Leben. Ein Eindringling, der von der Pausenglocke prompt hochkantig aus dem Haus geworfen wurde. Danach folgte ein Kapitel aus der unergründlichen Geschichte des Subjonctifs oder ein erneuter Abstecher in die wunderliche Welt des Sonderbundkriegs.

Dies begab sich so und nicht anders knapp zwanzig Jahre vor dem Grossen Kollaps. Und wir waren, trotz der bescheidenen Habe von erst achtzehn Jahren auf dem Lebenskonto, schon hart geworden im Nehmen (und im Geben, siehe Kaulquappe). Aus jedem Kasten plärkte irgendein Vorhersager eine neue





Katastrophe herbei, und der Jahrtausendwechsel stellte das Schwarze Brett, an dem alle diese Prognosen festgepinnt wurden; sie übertrafen sich an Schwärze stündlich. Der Wald und die Gewässer und der Golfstrom würden es bis dahin nicht mehr machen, dafür die Menschen miteinander umso eifriger; im Jahr 2000 würde es zehn Milliarden von ihnen geben, und unzählige würden ihre Beine unter die dünnen Arme nehmen und dem Hunger davon nordwärts auf Europa und die USA zuwandern.

Ich rechnete: Im Jahr 2000 würde ich 35 Jahre alt sein. Das ergäbe schon einmal eine Katastrophe für sich. Ich wäre verheiratet, hätte mein erstes Jubiläum am Arbeitsplatz, womöglich eigene Kinder und demzufolge mein Leben so gut wie hinter mir. Hätte ich dann überhaupt noch die Kraft, geschweige denn Lust, meinen Kühlschrank gegen verhungerte Afrikaner zu verteidigen? Läge das Heimatland meines Vaters, die Niederlande, noch im Trockenen oder würde es bereits wie Atlantis von Miesmuscheln und Korallen besetzt sein? (Oder sogar von den Russen, wie mir das wenig später allen militärischen Ernstes ausgemalt und unter den Rekrutenhelm geschoben wurde.) Wären wir dann alle miteinander schon einträchtig am Röcheln?

Eine Übeinheit im Röcheln bekamen wir dann im November 1986 von der Sandoz gratis und frei Haus gesponsert. Die toten Fische im Rhein erinnerten mich an eine gewisse Kaulquappe, die einst langsam wie ein leckgeschlagenes U-Boot mit aufgerissenem Bauchbeutel und verdrehten Augen niedergesunken war auf den Boden der Tatsache <Tod>.

Das Jahr 2000 ist mit der Elefant über uns hereingebrochen, die allen Bevorstehenden nun einmal anhaftet. Und wir leben noch!

Gut, wir husten oft und pfeifen beim Atmen ein bisschen und die Augen tränen womöglich. Aber wir röcheln nicht! Und unsere Kühlschränke sind unangefochten. Das ist doch nicht nichts! Im elektrischen Drahtverhau <Welt> brummen zwar schon die Schädel der Sechsjährigen, doch haben wir halt Strom im Überfluss, und auch der Golfstrom ist soweit ein Braver. Ich habe das Einschiffen in

den Ehehafen noch vor, mein erstes Jubiläum am Arbeitsplatz allerdings schon hinter mir. Soweit meine Jahrtausendbilanz. Vielen Dank.

In Anbetracht der Vorhersagen aus den siebziger und achtziger Jahren dürfen wir nicht meckern, sondern uns frei nach der letzten Seite des Instruktionsbüchleins über einen russischen Atomangriff gegenseitig zurufen: Weiterarbeiten!

Weiter am Fortschritt arbeiten, heisst das. Also an den Gebrauchsgegenständen herumtüfteln und den menschlichen Erfindergeist zur Gänze an ihnen abwetzen, den allgemeinen Benutzbarkeitsgrad aller Dinge erhöhen und die Geschwindigkeiten natürlich. Auch wenn wir dabei die Streben der Dinge, ihren inneren Zusammenhalt, gleich wie die Rotoren eines Propellers aus den Augen verlieren und beinahe anfangen zu glauben, sie seien gar nicht vorhanden.

Wenn ich an der Schwelle zum neuen Jahrtausend, im Schweif der letzten Silvesterrakete sozusagen, doch noch ein kleines privates Gemecker steigen lassen dürfte, dann das folgende:

Die Nutzbarkeit eines Dinges liegt in seiner Stofflichkeit begraben, das Wesen aber immer anderswo. Denn was ist der Mensch? Und woraus sind Freundschaft, Charakter oder Bosheit beschaffen? Das kann man doch nicht sagen, oder vielleicht soviel: die Wissenschaftler arbeiten daran. Das Wesenlose war bislang an seiner Anfassbarkeit zu erkennen, daran, dass es Material ist. Nun hat sich die Wirt- oder Wissenschaft aufgemacht, einerseits das Wesenlose zu entstofflichen (z. B. das unsichtbare Geld der Kreditkarte, der unsichtbare Umschlags- und Handelsplatz, der draht- und gesichtslose Umgang) und andererseits die Wesenheiten zu materialisieren (die Suche nach dem Ursprung des Lebens mit dem Weltraumteleskop, nach den Eigenschaften und Entwicklungsmöglichkeiten im mikroskopischen Gengerüst), so dass auf Dauer das eine vom andern nicht mehr zu unterscheiden ist. Die Wesenheiten werden über den Zweckleisten geschlagen (z. B. «Musikunterricht im Kindesalter schärft die Aufnahmefähigkeit für Sprache und verbessert das schulische Leistungsvermögen.») und das Nützliche über den

Sinnleisten («Wir können grenzenlos und ohne Zeitverlust miteinander sprechen» – bloss, worüber?) und beidem geht die jeweilige Eigenart flöten. Das Wort «Zweck» bleibt vor und erinnert nicht zufällig an einen kleinen Blutsauger, der sich so festbeisst, dass man ihn kaum mehr aus dem Fleisch kriegt und wenn, dann ohne Kopf. Der kopflose Zweck, das Millenniumtierchen.

So bekommen die Gebrauchsgegenstände endlich das glitzernde Sinn-Kleid übergeworfen, und die Lebensdinge werden auf ihren Nutzen herunterkupierrt. Und völlig schleierhaft wird, worauf wir auf Erden eigentlich hinauswollen.

Schleierhaft, was ein sogenannter «Schädling» in unserer Fauna und Flora eigentlich zu suchen hat, warum es Krankheiten gibt, weshalb Träume allen Amerikanern zum Trotz sich nicht verwirklichen lassen, was das ist: Leid, und wie es kommt, dass soviel Schubkraft und Licht und Grösse aus dem Leiden, aus Versagen und Behinderung gekommen und auf das Leben elixierend übergegangen sind.

In den Rechnungen, mit deren Hilfe wir durchs Leben stöbern, tauchen diese schleierhaften Dinge bloss noch als Subtrahierbares auf. Eines Tages werden wir sie schon aus der Welt geschafft haben – und dann vermutlich in einen Bereich der Teufelsküche vorgestossen sein, in dem so etwas Handfestes wie ein Ozonloch oder ein Reaktorunfall geradezu rührig erscheint.

Auf dem beschwerlichen Weg Weiss-der-Kuckuck-Wohin siebten wir als Experiment die Kaulquappe «Lebenswesen» aus ihrem Glasteich und warfen sie ins Raubfischbecken «Materialismus». Und den «Materialfisch» lassen wir im Transzendenzglas schwimmen.

Beide werden sie schätzungsweise leckschlagen und mit aufgerissenem Bauchbeutel und verdrehten Augen niedersinken auf den Boden der Tatsache «Leben».



